



PROLEGOMENA ROMANICA

Christoph Strosetzki

Handarbeit und Kopfarbeit

Humanistenwissen für Berufe
im *Siglo de Oro*



J.B. METZLER

Prolegomena Romanica. Beiträge zu den romanischen Kulturen und Literaturen

Reihe herausgegeben von

Mechthild Albert, Bonn, Deutschland

Christoph Strosetzki, Münster, Deutschland

Christian Wehr, Würzburg, Deutschland

Wissenschaftlicher Beirat

Susanne Friede, Bochum, Deutschland

Kurt Hahn, Graz, Österreich

Barbara Kuhn, Eichstätt, Deutschland

Martin von Koppenfels, München, Deutschland

Gesine Müller, Köln, Deutschland

Carmen Rivero, Münster, Deutschland

Stefan Schreckenberger, Paderborn, Deutschland

In der Reihe ist die Publikation von Beiträgen zur Literatur und Kultur der Romania vom Mittelalter bis zur Gegenwart geplant. Dabei sind monographische Studien, Sammelwerke sowie Qualifikationsschriften willkommen. Die Bände erscheinen vor allem in deutscher und englischer Sprache, in Ausnahmen auch in Spanisch und Französisch. – Da sich die Literaturwissenschaften seit jeher durch ein fachübergreifendes Profil auszeichnen und Fragestellungen der Philosophie, Geschichte, Rechtswissenschaften oder Lebenswissenschaften integrieren, soll die Interdisziplinarität im Zentrum der Reihe stehen. Im Unterschied zu anderen Reihen verzichtet „Prolegomena Romanica“ bewusst auf eine literaturhistorische Eingrenzung, um das Fach in seiner ganzen Breite zu reflektieren. Auch der zunehmenden kulturwissenschaftlichen und intermedialen Orientierung soll durch Einbeziehung visueller Medien, aber auch der Architektur und bildenden Kunst Rechnung getragen werden, sofern der erkennbare Bezug zu philologischen Corpora, Erkenntnisinteressen und Methoden gewährleistet bleibt. Ein international besetzter wissenschaftlicher Beirat garantiert die Qualität der Veröffentlichungen der Reihe.

Weitere Bände in der Reihe <https://link.springer.com/bookseries/16515>

Christoph Strosetzki

Handarbeit und Kopfarbeit

Humanistenwissen für Berufe
im Siglo de Oro



J.B. METZLER

Christoph Strosetzki
Romanisches Seminar
Universität Münster
Münster, Nordrhein-Westfalen, Deutschland

ISSN 2662-7590 ISSN 2662-7604 (electronic)
Prolegomena Romanica. Beiträge zu den romanischen Kulturen und Literaturen
ISBN 978-3-662-64164-4 ISBN 978-3-662-64165-1 (eBook)
<https://doi.org/10.1007/978-3-662-64165-1>

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© Der/die Herausgeber bzw. der/die Autor(en), exklusiv lizenziert durch Springer-Verlag GmbH, DE, ein Teil von Springer Nature 2022

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung, die nicht ausdrücklich vom Urheberrechtsgesetz zugelassen ist, bedarf der vorherigen Zustimmung des Verlags. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Bearbeitungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Die Wiedergabe von allgemein beschreibenden Bezeichnungen, Marken, Unternehmensnamen etc. in diesem Werk bedeutet nicht, dass diese frei durch jedermann benutzt werden dürfen. Die Berechtigung zur Benutzung unterliegt, auch ohne gesonderten Hinweis hierzu, den Regeln des Markenrechts. Die Rechte des jeweiligen Zeicheninhabers sind zu beachten.

Der Verlag, die Autoren und die Herausgeber gehen davon aus, dass die Angaben und Informationen in diesem Werk zum Zeitpunkt der Veröffentlichung vollständig und korrekt sind. Weder der Verlag noch die Autoren oder die Herausgeber übernehmen, ausdrücklich oder implizit, Gewähr für den Inhalt des Werkes, etwaige Fehler oder Äußerungen. Der Verlag bleibt im Hinblick auf geografische Zuordnungen und Gebietsbezeichnungen in veröffentlichten Karten und Institutionsadressen neutral.

Umschlagabbildung: Sandro Botticelli: Athene und der Kentaur. Gemälde (Ausschnitt). Uffizien, Florenz. Wikimedia Commons (Google Art Project, public domain).

Planung/Lektorat: Oliver Schuetze

J.B. Metzler ist ein Imprint der eingetragenen Gesellschaft Springer-Verlag GmbH, DE und ist ein Teil von Springer Nature.

Die Anschrift der Gesellschaft ist: Heidelberger Platz 3, 14197 Berlin, Germany

Vorwort

Im 16. und 17. Jahrhundert beschäftigten sich zahlreiche Texte mit Berufen, indem sie notwendige Fähigkeiten, das erforderliche Wissen, einzelne Aufgabenfelder, Zweck und Ursprung sowie Prestige und Dignität der einzelnen Tätigkeitsfelder darstellen. Da sie dabei im Allgemeinen auf antike Texte zurückgreifen, sind die Ausführungen humanistisch geprägt. Humanistisch ist des Weiteren der Argumentationsgang, insofern er meist vom Menschen ausgeht und dessen Beruf zunächst moralisch und gesellschaftlich bewertet. Eine prägende Funktion hat dabei die antike Vorstellung vom Vorrang der Kopfarbeit vor der Handarbeit, die aus der Priorität des Geistigen gegenüber dem Materiellen abgeleitet ist, aber auch durch Gegenentwürfe unterlaufen wird. Zahlreiche antike Modelle werden im Mittelalter mit dem Christentum in Übereinstimmung gebracht, so dass sie im spanischen *Siglo de Oro* auch in mittelalterlicher Form von Bedeutung werden.

Waren es im Mittelalter allein die Fürstenspiegel, die sich mit den Tugenden, Aufgaben und Tätigkeiten des Herrschers beschäftigten, kommen in der frühen Neuzeit, einerseits infolge einer zunehmend funktional differenzierten modernen Gesellschaft und andererseits infolge der Möglichkeiten des Buchdrucks neue Traktate und Dialoge auf, die weitere vielfältige Berufe vorstellen. Die frühe Neuzeit brachte neben der Erfindung des Buchdrucks auch neue Bibeldeutungen mit sich. Protestantismus und Calvinismus veränderten die religiösen Vorstellungen im Norden Europas. Spanien dagegen war katholisch geblieben und hatte sich nach der Zurückgewinnung der von Mauren besetzten Gebiete durch die Reconquista mit Hilfe der Inquisition ebenso gegen Islam und Judentum wie gegen heterodoxe, also von Luther oder Calvin verbreitete, Dogmen gewandt. Einerseits erscheint das katholische Spanien des *Siglo de Oro* in Europa also als Sonderfall, andererseits finden sich natürlich auch hier im Zuge der Gegenreformation nicht traditionell orthodoxe Elemente. Zudem darf nicht übersehen werden, dass der spanische König zugleich als Karl V (1520–1556) Kaiser des Heiligen Römischen Reiches und Herrscher über die Kolonien in Amerika war, also nach damaligen Verhältnissen ein Weltreich regierte.

Einen durch die protestantische Reformation bedingten Paradigmenwechsel, der den gesamten Bereich des irdischen Lebens durchdring und auch außerhalb

der Grenzen des protestantischen Europas, also auch in katholischen Ländern, spürbar werde, konstatiert hingegen Charles Taylor (Taylor 2018, 391). Da Mönchswesen und Heiligenkult als vermittelnde Instanzen von protestantischer Seite abgelehnt werden und damit Tätigkeiten, die zuvor als ‚höhere‘ galten, einer missbilligenden Kritik unterzogen werden, werde die Erfüllung des menschlichen Lebens nunmehr in Arbeit und Familie, also im gewöhnlichen Leben, gesehen. Letzterem und dem Wohl der Allgemeinheit soll die Wissenschaft Nutzen bringen und nicht den theoretischen Spekulationen (377, 378, 384, 398)¹ Erfindungen verdienen mehr Lob als aristotelische Spekulationen, der Handel sei aristokratischer Suche nach militärischem Ruhm vorzuziehen und positiv zu bewerten (424, 505). Dies ist durchaus nachzuvollziehen, wenn man einmal davon absieht, dass die Kriegskunst zwar dem adligen Bereich, aber den *artes mechanicae* zugeordnet war. „Der niedere Handwerker und der kunstfertige Praktiker haben, wie sich herausstellt, mehr zum Fortschritt der Wissenschaft beigetragen als der Philosoph mit all seiner Muße.“ (378). Es gilt, den Angelegenheiten des Berufs „in himmlischer Gesinnung“ nachzugehen, d. h. unter Benutzung der Welt „mit abgeklärten Affekten.“ (395). Paradigmatischer Vertreter dieser Richtung ist für Taylor Francis Bacon als Puritaner, nach dem sich die Wissenschaft von Spekulationen fernhalten und dem Nutzen der Menschheit dienen soll. (407).

Taylors These eines durch den Protestantismus bedingten Paradigmenwechsels in der Bewertung der handwerklichen Berufe lässt sich mit den Ausführungen des vorliegenden Buches ebenso wenig bestätigen wie Foucaults Theorie von diskursiven Brüchen. Es trifft nicht zu, dass sich manuelle Berufe erst seit Puritanismus, Calvinismus und Protestantismus einer positiven Beurteilung erfreuen können, während sie zuvor wenig geschätzt waren. Denn in der Antike wie im Mittelalter und der Neuzeit gibt es positive wie negative Beurteilungen des Handwerks. Nicht selten sind Stimmen, die in der Antike und im Mittelalter einfache Berufe und „gewöhnliches Leben“ hochschätzen. Der von Taylor auch außerhalb der Grenzen des protestantischen Europas, also auch in katholischen Ländern, konstatierte Wandel lässt sich zumindest in Spanien nicht feststellen, wo oft nach wie vor der intellektuelle Anteil Kriterium für die Bewertung eines Berufs ist.

Geprüft werden soll daher im Folgenden, inwiefern Taylors Modell für das *Siglo de Oro* folgende Kategorien entgegensetzen sind: geistiges Leben, moralische Perfektionierung und gesellschaftlicher Aufstieg durch Wissen. Die Bedeutung dieser Kategorien wird im Verlauf der folgenden Kapitel exemplifiziert, um im Ausblick am Ende noch einmal rückblickend thematisiert zu werden.

Während in Platons Staat die Bauern und Arbeiter den niedrigsten Stand bildeten, da sie nicht über das wahre Wesen einer Sache oder die Gründe eines Problems spekulierten, bedarf es nach Aristoteles in der Politik der Tugend, die beim Handwerk nicht ausgebildet werden kann. Die *mechanike techne* war in der griechischen Antike als eine Art angewandte Mathematik die Disziplin, mit der

¹Bei wiederholt aufeinander folgenden Belegen zur selben Quelle beschränken wir uns auf die Angabe der Seitenzahl.

man mit mechanischen Hilfsmitteln wie Hebel und Schrauben Maschinen herstellte, die das vollbringen konnten, was dem Menschen mit seinen eigenen Kräften nicht möglich war. So jedenfalls beschreibt es Aristoteles in seiner Schrift *Problemata mechanika*, die dem abendländischen Mittelalter nur fragmentarisch zur Verfügung stand (Boehm 1993, 428). Noch in der Scholastik erscheinen beim auf die Vernunft ausgerichteten Wissenschaftsbegriff des Thomas von Aquin die mechanischen Künste als *artes factivae, operativae, manuales, serviles, inferiores*, da sie an Materie und Nutzen gebunden und nicht auf Erkenntnis ausgerichtet sind. Dabei korrespondiert die Hierarchisierung in der Theorie nicht unbedingt mit der gesellschaftlichen Situation, wenn man bedenkt, dass die mechanische Kunst der Jagd dem Adel zukam, der Architekt durchaus Ansehen genoss und der manuelle Arzt reich werden konnte (432).

Landwirtschaftliche Tätigkeit war in der Antike eher positiv bewertet. Bei Sokrates gilt der Ackerbau als eine eines Bürgers würdige Tätigkeit (Xen. oik. 4–6). Er ist gegen die Vorstellung, der Edle brauche nicht zu arbeiten (Xen. Mem. 2,7). Vergil rühmt in seinen *Georgica* die landwirtschaftliche Tätigkeit. Bei Cicero scheint Ackerbau eines freien Mannes würdig (Cic. off. I, 42). Allerdings trat schon bald an die Stelle des freien Bauern der Parzellenwirtschaft die Latifundienwirtschaft der Sklaven.

In der Bibel richtet sich Arbeit auf Beherrschung der Naturkräfte und Verteilung der Güter. Arbeit sei notwendig, um die Schöpfung zu ihrer Vollendung zu bringen, wenn der Mensch sich die Erde unterwerfen und über die Tiere herrschen soll (Gen 1, 26–28), und zugleich Sühne und Läuterung, wenn er im Schweiß seines Angesichts sein Brot essen wird (Gen 3, 19). Damit wird Arbeit einmal positiv und einmal negativ gesehen. So verlangt Gott vom ersten Menschen, dass er seinen Wohnsitz im Garten Eden bearbeite und hüte (Gen 2, 15). Weiter heißt es: „Verachte nicht den von Gott eingesetzten Ackerbau.“ (Koh 7, 16).

Betrachtet man demgegenüber die Haltung der deutschen Klassik, dann fühlt man sich eher an Aristoteles erinnert. Goethes und Schillers Ideal eines harmonischen Menschen erscheint unvereinbar mit einer realistischen Darstellung der Arbeitswelt. Während die bürgerlichen Geschäftsleute in pedantischer Beschränktheit nur ihre eigennützigen Interessen verfolgen, kommt es für Schiller darauf an, eine harmonische Totalität des Individuums im zweckfreien Spiel, in der Abwesenheit von Arbeit, zu finden. Nur diejenigen, die tätig seien, ohne zu arbeiten, bewahren das schöne Ganze, das durch Arbeit zerstört werde, womit auserlesene Zirkel aus Adel und Bürgertum gemeint sind. In Goethes *Wilhelm Meisters Lehrjahre* stellt sich bei einem Bürger nicht die Frage, was er ist, sondern nur welche Einsichten, Kenntnisse, Fähigkeiten oder welches Vermögen er hat. „Der Edelmann ist, was er repräsentiert, der Bürger, was er produziert.“ (Habermas 1968, 26–27). Wilhelm ist fasziniert von der unproduktiven adligen Lebensweise, wenngleich er später von Montan belehrt wird, es komme nicht auf allgemeine Bildung an, sondern darauf, dass einer etwas besonders gut könne und leiste, was ihm andere nicht so leicht nachmachen (Berghahn 1979, 58, 71).

Im späten Mittelalter gingen die *artes mechanicae* von einer Tradition der mündlichen Überlieferung eines Geheimwissens von Generation zu Generation

über zur Schriftlichkeit, was dann auch Konsequenzen hatte für das Spannungsverhältnis von Theorie und Praxis bzw. Wissenschaft und Technik. Allerdings ging dieser Prozess so langsam vor sich, dass d'Alembert in seinem *Discours préliminaire* zur französischen Enzyklopädie des 18. Jahrhunderts beklagt, dass es für die Darstellung der mechanischen Künste kaum schriftliche literarische Hilfsquellen gibt und deshalb seine Autoren zur Befragung der Handwerker Werkstätten hätten aufsuchen müssen (Boehm 1993, 421). Auch der Abbé Pluche stellt in acht Bänden seines Werks *Spectacle de la nature* (Paris 1732) die Besonderheiten handwerklicher Arbeit in unterschiedlichen Branchen vor. Diderots *Encyclopédie* beurteilt Tagelöhner und Handlanger, die schwere Lasten tragen oder andere mühevollen Tätigkeiten ausüben, negativ. Und auch die Handwerker, *artisans*, üben Diderots Meinung nach, der den Artikel selbst verfasst hat, mechanische Künste aus, die wenig Intelligenz voraussetzen. Dagegen erscheinen die herausragenden Arbeiten der Künstler, *artistes*, von Intelligenz geprägt. Karl Marx war es, der später von einer höheren Phase der Gesellschaft träumte, wenn der Gegensatz zwischen geistiger und körperlicher Arbeit geschwunden sei (Marx 1973, 21). Nach Marx ist Arbeit immerhin lebenerzeugendes Leben und freie Hervorbringung, womit sich der Arbeitende Objektivität in seinen Werken schafft. Eben dies ist der Grund, weshalb die Entfremdung für ihn so zerstörerisch ist.

Wenn Bacon, für Taylor der paradigmatische Vertreter des Puritanismus, als Ziel die Erweiterung der Macht des Menschen sieht und Erfindungen wie Buch, Schießpulver und Kompass lobt, dann steht er in der Tradition des in der Antike einsetzenden Lobes der Erfindungen. Bacons Ziel der Machterweiterung ebenso wie Lockes Zweck der Selbsterhaltung und Verbesserung sind allerdings Elemente teleologischen Denkens, vor dem sich der Physiker nach Bacon eigentlich zu hüten hätte.

Da also positive wie negative Beurteilungen des Handwerks und des gewöhnlichen Lebens seit der Antike gleichzeitig vorkommen, stellt sich die Frage, wie ein derartiger Widerspruch zu erklären ist. Unsere Hypothese ist, dass von der gesellschaftlichen Position des jeweiligen Autors abhängig ist, wofür er sich entscheidet. Handwerker werden das Handwerk in günstigerem Licht sehen als Adlige oder Theologen. Heuristisch ist hier das Denkmodell der Ideologie, wie es Karl Marx definiert, hilfreich: „Die Gedanken der herrschenden Klasse sind in jeder Epoche die herrschenden Gedanken, d. h., die Klasse, welche die herrschende materielle Macht der Gesellschaft ist, ist zugleich ihre herrschende geistige Macht.“ (Marx 1969, 46). Dies erklärt, dass die Oberschicht die Priorität geistiger Tätigkeit hervorhebt, um ihre gesellschaftliche Vorrangstellung zu legitimieren. Für die Juristen, die sich an die Spitze des Staats setzen, indem sie die Adligen von ihren angestammten Ämtern verdrängen, gilt das weitere Marxzitat: „Jede neue Klasse nämlich, die sich an die Stelle einer vor ihr herrschenden setzt, ist genötigt, schon um ihren Zweck durchzuführen, ihr Interesse als das gemeinschaftliche Interesse aller Mitglieder der Gesellschaft darzustellen.“ (Marx 1969, 47). Da Marx sich auf das 19. Jahrhundert bezieht, sind seine Thesen nur eingeschränkt auf die frühe Neuzeit übertragbar. Dies zeigt sich, wenn er schreibt, es sei unwichtig, ob dies oder jenes Theorem wahr sei, sondern wichtig, ob es dem Kapital nützlich oder

schädlich, bequem oder unbequem ist, womit an die Stelle unbefangener wissenschaftlicher Untersuchung bloße Apologetik tritt.

Wenn wir im Folgenden fragen, inwiefern gesellschaftlich bedingte Parteilichkeiten für die jeweilige Bewertung von manueller und geistiger Tätigkeit verantwortlich sind, wird das Modell des Klassenkampfes von seinem historischen Kontext des 19. Jahrhunderts abgezogen und im Sinne der Wissenssoziologie verallgemeinert. So erscheinen Klassenvorurteile, die sich aufgrund der ökonomischen Struktur ergeben, überwindbar. Karl Mannheims „totale Ideologie“ leitet sich aus der Seinsverbundenheit des Wissens ab, so dass die „standortgebundene Aspektstruktur eines Denkens“ der Verdeckung und Stabilisierung sozialer Kontexte dient (Mannheim 1929, 52). Noch allgemeiner und unserem Kontext dienlich formuliert es Stammer mit dem Satz „das Ideologische repräsentiert die Gesellschaftlichkeit im Geistigen.“ (Stammer 1950/1951, 282). Es wird also darauf ankommen, von welchem gesellschaftlichen Standort aus das Intellektuelle gelobt und das Manuelle verworfen bzw. das Manuelle gelobt und das Intellektuelle verworfen wird.

Damit sind wir in der Nähe von Foucault, der objektive Wahrheit ebenfalls relativiert sieht, dabei allerdings gesellschaftliche Subjekte und Klassen ausblendet. Wenn es für ihn eher darauf ankommt, dass etwas „im Wahren“ ist, als dass es wahr ist, dann geht er von apriorischen epistemischen Diskursen aus, die in bestimmten Epochen die Erkenntnis leiten. „Mendel sagte die Wahrheit, aber er war nicht ‚im Wahren‘ des biologischen Diskurses seiner Epoche: biologische Gegenstände und Begriffe wurden nach ganz anderen Regeln gebildet.“ (Foucault 1991, 25). Die Regeln, die bestimmen, ob ein Resultat gültig ist oder nicht, etablieren Machtstrukturen. So sei das 16. Jahrhundert durch die Ähnlichkeit, die Zeit ab Mitte des 17. durch *représentation* mit taxonomisch definitorischen *tableaux* und das 19. Jahrhundert durch Geschichtlichkeit geprägt. Der Wechsel von einem als Episteme bezeichneten Paradigma zum anderen vollzieht sich nach Foucault in Brüchen. Wir werden belegen, dass die Vorstellung von bruchartigen Paradigmenwechseln inadäquat ist, da geschichtliches Denken, die stete Suche nach Erfindern und geschichtlichem Verlauf einer Wissenschaft auch im 16. Jahrhundert ausgeprägt sind, *tableaux der représentation* sich auch in den Hierarchien der Wissenschaften und ihrer Vertreter von der Antike über das Mittelalter bis zur frühen Neuzeit finden und Ähnlichkeiten die Anwendungen von Mathematik und Geometrie in Fächern wie Musik und Astronomie seit der Antike dominieren. Nicht zuletzt werden durch die aristotelische Vierursachenlehre und die aristotelisch-scholastische Definitionslehre mit *genus proximum* und *differentia specifica* in der spätscholastischen Schule von Salamanca des 16. Jahrhunderts sowohl die Historizität als auch die *représentation* gelehrt. Letztere ist durch die Lehre von der durch den Scholastiker Petrus Hispanus 1240 eingeführten und im 16. Jahrhundert beliebten *arbor porphyriana* belegt, wo nicht nur tableauartig Grundbegriffe klassifiziert werden, sondern auch eine Subordinierung von Art- und Gattungsbegriffen praktiziert wird.

Wenn sich z. B. nach Erfindung des Schießpulvers die Traktate zum Kriegshandwerk weniger dem Gebrauch des Schwertes und der Sorge um die Pferde

widmen, sondern stattdessen die Artillerie ins Zentrum rückt, verschiebt sich das Berufsbild des Soldaten. Oder wenn nach der Entdeckung der neuen Welt auch pflanzliche Heilmittel aus Amerika mitberücksichtigt werden, verändert sich auch die Quellsituation der Pharmazie. Die Berufe des Juristen sind Beispiele dafür, wie Vertreter des Bürgertums die Adligen von den Schlüsselpositionen im Staat verdrängen. Die fortschreitende Legitimierung der Tätigkeit des Kaufmanns ist ein Beispiel für die Etablierung einer zuvor nur geduldeten Berufsgruppe. Als Professionalisierung kann man jenen Prozess bezeichnen, in dem eine Tätigkeit oder ein Beruf sich verwandelt und dabei Rechtfertigungen, die Handlungsweisen ideologisch begründen und der Erreichung von Zielen dienen, formuliert werden. Dabei entstehen immer auch ideologisch besetzte und normative Begriffe (Siegrist 1988, 14–15).

In Anlehnung an die Systemtheorie von Niklas Luhmann (Luhmann 1992, 194, 199) gehen wir vom Begriff der „Leitdifferenzen“ aus, um die semantische Grundstruktur einzelner Sinnbezirke und Handlungssphären zu charakterisieren. Als veranschaulichendes Beispiel für die Leitdifferenz führt Luhmann die Theorie des Darwinismus an, die durch den Gegensatz von Variation und Selektion organisiert sei (Luhmann 1984, 19). Solche binären Strukturierungen prägen z. B. das frühneuzeitliche System des sozialen Umgangs, in dem die Distinktionsmerkmale adeliger Lebensformen sich durch den Gegensatz zum Bürgerlichen oder Bäuerischen definieren. Auch in modernen funktional differenzierten Gesellschaften werden laufend Zuordnungs- und Abgrenzungsgesichtspunkte mitkommuniziert (Luhmann 1997, 606). Für die Gesellschaft der frühen Neuzeit ist charakteristisch, dass sie sich in einem Übergangsstadium zwischen stratifikatorisch gegliederter ständischer Gesellschaft und funktionaler Differenzierung befindet.

Dankend erwähnt sei an dieser Stelle die Unterstützung bei der Beschaffung der Materialien durch Frau Dr. Isabel Hernando Morata und durch Maike Dietz, die zudem bei der Vereinheitlichung des Manuskripts mitgewirkt hat.

Das Umschlagbild zeigt einen Ausschnitt aus Botticellis allegorischem Bild „Athene und der Kentaur“. Athene ist als Göttin der Weisheit Schirmherrin der Wissenschaften. Die Kentauren dagegen, die den Unterleib eines Pferdes haben, zeichnen sich durch gewaltige Kraft aus, mit der sie lärmend und wie Pferde ungestüm schnaubend große Felsen abbrechen, unbeherrscht Mauern durchbrechen und ausgerissene Bäume schleudern (Roscher 1894, 1063–1069). Es stehen sich also intellektuelle und physische Stärke gegenüber, worin man den Gegensatz von Kopf- und Handarbeit abgebildet sehen könnte. Dass dies aber nicht so einfach ist, wird deutlich, wenn man bedenkt, dass Athene auch Schutzpatronin der Handwerker und Göttin der Kriegsstrategie ist. Damit hat sie auf die physische Natur eine schützende und mäßigende Wirkung, was ihr im neuplatonischen Kontext des mediceischen Florenz eine Überlegenheit verleiht und eine Steuerungsaufgabe überantwortet. Als Kentaurenbändigerin packt sie den Kentaur beim Schopf, weil sich darunter mit der Vernunft der herrschende Teil der Seele befindet. Mit ihrer Sanftheit und Schönheit als personifizierte Tugend der *prudentia* ist sie auf die Zukunft gerichtet und zielt darauf ab, „errungene politische Macht durch

frühzeitiges Korrigieren sie gefährdender Entwicklungen zu bewahren.“ (Leuker 2007, 258). Das allegorische Bild zeigt also Intellekt und Physis nicht als bloßen Gegensatz, sondern weist auf die komplexen Interferenzen dieser Beziehung in unterschiedlichen Bereichen hin, was sich auch vorliegendes Buch zur Aufgabe macht.

Christoph Strosetzki

Inhaltsverzeichnis

Teil I Einleitung

1 Konzeptionen von Arbeit	3
2 Alternativen zur Arbeit	9

Teil II Siglo de Oro

3 Sammlungen	21
3.1 Enzyklopädien	21
3.2 Tomaso Garzoni und Suárez de Figueroa	26
3.3 Erfindungen	29
3.4 Persönlichkeiten und Hierarchien	35
3.5 Satiren	45
4 Mechanische Künste	49
4.1 Bauer	49
4.1.1 Antike und Mittelalter	50
4.1.2 Frühe Neuzeit	52
4.1.3 Spanische Hausväterliteratur	54
4.1.4 Landleben als Goldenes Zeitalter	56
4.1.5 Landleben und Urzustand	59
4.1.6 Landleben und Habsucht	61
4.1.7 Die Idylle des Gartens	62
4.2 Soldat	64
4.2.1 Ablehnung und Legitimierung des Krieges	65
4.2.2 Militärische Dienstgrade	68
4.2.3 Rekrutierung	72
4.2.4 Verantwortung, Motivierung und Befehlsverweigerung	75
4.2.5 List und Verrat	77
4.2.6 Rebellion	80
4.2.7 Schwert und Pferd	81
4.2.8 Kanone und Gewehr	83

4.3	Kaufmann.	86
4.3.1	Negative Bewertung.	87
4.3.2	Positive Bewertung	90
4.3.3	Tugenden	92
4.3.4	Gemeinwohl und Eigeninteresse	93
4.3.5	Geldverleih.	96
4.3.6	Verträge	97
4.3.7	Ehrbarkeit und Illegalität	101
4.4	Zwischen mechanischen Künsten und <i>artes liberales</i>	103
4.4.1	Maurer und Schneider	104
4.4.2	Bildende Kunst und Kirche	106
4.4.3	Erfahrung und <i>artes</i>	109
4.4.4	Bildende Kunst und Mathematik	111
4.4.5	Dignität der bildenden Kunst.	112
4.4.6	Bildende Kunst und <i>artes liberales</i>	114
4.4.7	Résumé.	119
5	Artes liberales	125
5.1	Trivium.	125
5.1.1	Grammatiker	125
5.1.2	Rhetoriker und Humanist.	131
5.2	Quadrivium	147
5.2.1	Musiker	149
5.2.2	Mathematiker	153
5.2.3	Astronom und Astrologe	158
5.2.4	Kosmograph und Seefahrer	168
6	Höhere Fakultäten	175
6.1	Arzt	175
6.1.1	Leib und Seele	177
6.1.2	Mikrokosmos und Makrokosmos.	179
6.1.3	Teleologie.	180
6.1.4	Zwischen Spekulation und Empirie.	182
6.1.5	Seelische Gesundheit	183
6.1.6	Diätetik.	185
6.1.7	Heilmittel	188
6.1.8	Zwischen universitärer Lehre und Praxis.	191
6.1.9	Chirurgen und Wundheiler.	194
6.1.10	Die Pest	199
6.1.11	Satire	203
6.1.12	Résumé.	205
6.2	Theologe	206
6.2.1	Seelsorger.	208
6.2.2	Praktischer Helfer	209
6.2.3	Missionar	211

6.2.4	Beichtvater	215
6.2.5	Vermögensverwalter.	219
6.2.6	Rückzug und Mönchtum	220
6.2.7	Jesuiten.	222
6.2.8	<i>memoria</i> und <i>Don Quijote</i>	227
6.2.9	Nachahmung im <i>Don Quijote</i>	230
6.2.10	<i>sola scriptura</i> und Don Quijote als Leser	233
6.2.11	Résumé.	235
6.3	Jurist.	236
6.3.1	Ausbildung.	237
6.3.2	Schule von Salamanca	240
6.3.3	<i>corregidor</i>	241
6.3.4	Jurisprudenz – eine Wissenschaft?.	244
6.3.5	Dignität des Juristen.	247
6.3.6	<i>regidor</i>	248
6.3.7	Juristen in der fiktionalen Literatur	250
6.3.8	Juristen als Berater von Herrschern	253
6.3.9	Advokat	258
6.3.10	Satire	260
6.3.11	Satire im <i>Don Quijote</i>	261
6.3.12	Résumé.	269
Teil III Ausblick		
7	Handwerk und Hierarchie	273
Literatur.		281

Teil I

Einleitung

Kapitel 1

Konzeptionen von Arbeit



Berufe erfordern Fähigkeiten und Kenntnisse zu ihrer Ausübung. Autoren der frühen Neuzeit bemühen sich, das für einzelne Berufe notwendige Wissen zusammenzustellen und greifen dabei immer wieder in humanistischer Manier auf antike Texte zurück. Zu unterscheiden sind Berufe, bei denen die Praxis vorherrscht, wie der des Kaufmanns, von den eher theoretischen wie dem des Astronomen. Aber auch innerhalb einzelner Berufe lassen sich theoretische Varianten von praktischen unterscheiden, etwa beim Mediziner, der als Universitätsmediziner über antike Theorien spekuliert, und dem Wundheiler, der Verletzungen versorgt. Während Ersterer über Widersprüche und Erläuterungen des überlieferten Buchwissens reflektiert und diskutiert, schöpft Letzterer aus der Erfahrung.

Immer wieder wird das Gegensatzpaar von Handarbeit und Kopfarbeit thematisiert, wobei die Kopfarbeit in der Hierarchie der Berufe im Allgemeinen höher bewertet wird, weswegen die Berufe der Handarbeit bemüht sind aufzusteigen. Sie weisen darauf hin, dass auch bei ihnen geistige Arbeit einen hohen Anteil hat, indem sie Elemente der höher stehenden Disziplinen auch bei sich nachweisen. Die antike Literatur, die Quellen für das Wissen der Gegenwart zur Verfügung stellt, wird entweder fraglos als selbstverständlich gültig übernommen oder wie im Fall der Säftelehre Galens durch neuere Ansätze relativiert und überholt. Bei der Darstellung der einzelnen Wissensdisziplinen wird nach der aristotelischen Doktrin von den vier Ursachen gern die Erfindung als kausale Ursache und der Zweck als finale Ursache angegeben. Zu fragen ist, inwiefern sich damit einerseits deren Prestige durch eine frühe Erfindung und die sich daraus ergebende lange Tradition erhöht, und inwiefern andererseits eine normative Komponente eingeführt wird, wenn sich die Zwecke und Ziele an Normen der Ethik der Antike oder des Christentums orientieren.

Der Aufbau der folgenden Ausführungen beginnt mit der Erörterung einiger zentraler Kategorien. Präsentiert werden dann Versuche der frühen Neuzeit von Gesamtdarstellungen des Wissens, der Berufe und der herausragenden Berufsvertreter. Hier wie auch in den folgenden Kapiteln ist die Hierarchisierung und deren Relativierung durch die Satire von Bedeutung. Anhand einzelner als charakteristische Beispiele ausgewählter Berufe mit jeweiligem spezifischen Wissen werden dann die mechanischen Künste und die *artes liberales* vorgeführt. Den Abschluss bilden die höheren Fakultäten Medizin, Theologie und Jurisprudenz mit ihren Vertretern.

Gegenstücke zur beruflichen Tätigkeit und dem dafür anzueignenden Wissen sind Muße und Müßiggang. Während die Muße seit der Antike in den Topoi des *locus amoenus* und des *beatus ille* als ländliche von beruflicher Tätigkeit freie Idylle gepriesen wird, ist der Müßiggang, *otiositas*, in christlicher Tradition Feind der Seele, zumal er der *acedia*, der Todsünde der Faulheit, nahesteht. Deshalb ist bei der Arbeitsverweigerung des Bettlers zu prüfen, ob er unfähig oder unwillig ist. Die Frage stellt sich zudem, ob Spiele als Muße oder Müßiggang zu betrachten sind. Sind sie Erholung oder Zeitverschwendung? Kann die Habsucht das Gewinnspiel zur berufsähnlichen Tätigkeit werden lassen? Trainieren Frage- und Schachspiele intellektuelle und strategische Fähigkeiten, womit sie als Propädeutika beruflicher Tätigkeit erscheinen? Da Spiel und Muße eine besondere Beziehung zu den Berufen haben, seien sie im zweiten Teil vorliegender Einleitung abgehandelt, die sich mit der Bewertung von Kopf- und Handarbeit zunächst in Antike und Mittelalter, dann in der frühen Neuzeit beschäftigt.

Dass die antike Mythologie Handarbeit nicht besonders schätzt, sieht man schon daran, dass Hephaistos, der Gott der Schmiedekunst einen Gegensatz bildet zur Schönheit der übrigen Götter. Er wird als Krüppel dargestellt mit großem Nacken und schwächelnden Beinen (Hom. Il. 18). Die antike Philosophie verhält sich nicht weniger ablehnend. In Platons Staat bilden Arbeiter und Bauern den niedrigsten Stand. Auch Aristoteles schätzte das Handwerk wenig (Hist. 2, 167, Oik. 4, 203). In der Politik zum Beispiel bedarf es der Tugend. Diese aber kann nach Aristoteles nicht beim Handwerk erlernt werden (Pol. 4, 9). Dem Handwerker muss die politische Tätigkeit verschlossen bleiben, da er unfrei wie ein Sklave für andere arbeitet. Auch macht ihn seine Arbeit engherzig und für große Interessen unempfindlich (Pol. 8, 2). Bei den unentbehrlichen Tätigkeiten wird Sklave genannt, wer sie für einen Herrn verrichtet, und Handwerker, wer sie für die Allgemeinheit erledigt (Pol. III). Es ist zu fragen, inwieweit die Abkehr vom Sinnlichen und die Zuwendung zum Geistigen sich auf die Bewertung körperlicher Arbeit auswirkt. Hatte in der frühen Neuzeit Luthers Aufwertung der Bauern und Handwerker im Protestantismus Auswirkungen auf das katholische Spanien? Hat die teleologische Betrachtung oder die empirische Entstehung einzelner Tätigkeiten und Wissensgebiete Auswirkungen auf deren hierarchische Stellung? Wenn Bedürfnisse wie Nahrung, Wohnung oder Bekleidung zu technischen Erfindungen führen, sind diese dann hoch einzuschätzen, weil sie durch vernünftiges Denken die Mängel des menschlichen Wesens kompensieren, oder niedrig, weil sie wenig geistigen Aufwand erfordern?

In den frühneuzeitlichen Traktaten zur *dignitas hominis* ist es das Denken, was den Menschen vom Tier unterscheidet und was damit seine Würde ausmacht. Widmet er sich praktischen Verrichtungen, dann tut er nichts anderes als ein Tier auch. Diese Hierarchisierung hat eine lange Vorgeschichte. Demeter ist die Kornmutter und Göttin der Fruchtbarkeit. Ihr Sohn ist Plutos, die Personifizierung des Reichtums. Die eleusinischen Mysterien fanden alljährlich zu ihren Ehren statt. Nach Xenophon sind die besten handwerklichen Tätigkeiten die der Landwirtschaft und die des Kriegshandwerkes (Xen. oik. IV, 4, 15, 17, 24). Der Gott der Reisenden und Kaufleute, im Griechischen Hermes, im Lateinischen Merkur, war auch der Gott der Diebe und hatte damit etwas Anrüchiges. In der griechischen Literatur gibt es Beispiele für Handarbeit. So hat sich Homers Odysseus vor dem Trojanischen Krieg sein Bett selbst gezimmert (Hom. Od. 23, 181–201). Bei Hesiod ist Arbeit die Strafe der Götter dafür, dass Prometheus Zeus hinterging, als er den Menschen das Feuer brachte. So hat Zeus den Menschen in seinem Zorn das Mittel zum Lebensunterhalt verborgen (Hes. erg. 42–44). Hesiod, der Autor von *Werke und Tage* und der *Theogonie*, verdiente sein Geld mit einer erbten Bauernwirtschaft und schreibt seinem Bruder: „Der Eifer befördert die Arbeit. Einer, der stets vor sich herschiebt, hat immer mit Schaden zu kämpfen.“ (Dummer 2001, 70). Dennoch empfindet er die Arbeit als ermüdend und sieht sich in einem ehernen Zeitalter dem bessere Zeiten vorausgegangen sind. Zu unterscheiden ist allerdings derjenige, der eine Techne beherrscht und ausübt, von dem, der nur angestrengt arbeitet, dem *Banausos* (dem Banausen) (Plat., polit. 495e). Der Arbeit wird die *schole*, die Muße, das Zeithaben, entgegengestellt, die Aristoteles höher schätzt, da das Glück Muße voraussetze und gearbeitet werde, um dann Muße zu haben, Krieg geführt werde, um dann Frieden zu haben (Aristot. NE 1177b 4–6). Er unterscheidet die notwendigen und nützlichen Handlungen von den schönen, wobei die Mußelosigkeit um der Muße willen und das Notwendige und Nützliche um des Schönen willen geschehe (Aristot. pol., 1333a). In diesem Sinn lobt Horaz den „*beatus ille qui procul negotiis*“ (Hor. Epod. 2,1) ist, wobei allerdings dessen *otium* mit intensiver landwirtschaftlicher Arbeit gefüllt sein kann. Da in der Antike Landeigentum die wichtigste und stabilste Form des Eigentums darstellte, die bäuerliche Arbeit als nicht-spezialisiert, sondern vielfältig galt und die Bauern nicht für andere, sondern autark für sich selbst arbeiteten, entsprach ihre Tätigkeit einem griechischen Ideal (Meier 2003, 43).

Nach Plutarch verbot Lykurg den Spartanern die Ausübung der Handwerkskunst (Plut. Lyk. 24). Archimedes wollte seine intellektuellen Überlegungen nicht auf körperliche Dinge übertragen, da er mechanische Arbeiten und alles, was der notwendigen Bedürfnisbefriedigung dient, als unedel und niedrig betrachtete (Plut. Marc. 14, 17). Sogar die Schönheit der Werke des Phidias verleihen dem Künstler keine Wertschätzung (Plut. Per. 2). Lukian von Samosata schildert in einem Traum, wie zwei Frauen um die Gunst werben, die eine als Wissenschaft, die andere als Bildhauerkunst (Lucian, *Somnium* 6–13).

Platon schien es in seinem Staat attraktiver, über das wahre Wesen einer Sache oder die Gründe eines Problems zu spekulieren, als praktische und technische Anwendungsmöglichkeiten zu suchen. Und in Xenophons *Oikonomikos* heißt es,

im Sitzen und im Haus ausgeübte praktische Arbeiten schwächen den Körper und erschaffen damit auch den Geist (Engels 2006, 62). Großzügiger war man mit der ländlichen Arbeit des Hirten oder des Bauern, etwa beim Kyniker Diogenes, der im Interesse der Autarkie einfache Arbeiten aufwertete, oder beim Stoiker Zenon, der das Ideal des einfachen Lebens gemäß der Natur pries. Bei den Griechen beschäftigte sich die Aristokratie mit Politik und Kriegsführung oder der theoretischen Tätigkeit eines Philosophen. Sklaven standen für die Handarbeit zur Verfügung (Rivero 2019, 55, 74). So werden in der Antike die einem freien Mann angemessenen *artes liberales* den einem freien Mann nicht angemessenen *artes illiberales* oder *sordidae* gegenübergestellt. Bei Cicero sind die Tätigkeiten, die nur den Genuss befriedigen sollen, wie die des Fischhändlers, Metzgers oder Kochs, am wenigsten angesehen. Während die griechisch-römische Elite körperliche Anstrengung und Mühsal verachtete, entwickelte das Volk eine Art Könnensbewusstsein, das Arbeit im pädagogischen Sinn als *virtus* adelte. In der Realität führte tatsächlich die erfolgreiche Tätigkeit auch einfacher Berufe, wie der des Holzfällers, des Schusters oder Lastenträgers zu bescheidenem Wohlstand und sozialem Aufstieg. Dies bestätigen Demokrit im 5. Jahrhundert vor Christus und der Sophist Protagoras, wenn sie mühevollen Anstrengung als förderlich für die Entstehung der *technai*, die die Zivilisation fortentwickeln, betrachteten.

Auch der Römer Cicero hatte alle, die einen bezahlten Beruf ausübten, ausgenommen Landwirte und Großhändler, von der Mitwirkung in der Politik ausgeschlossen (Cicero, de off. I, 151). Allerdings hatten schon die Sophisten, die für ihren Unterricht Geld verlangten, geistige Arbeit zur Erwerbsarbeit gemacht. Cicero nimmt in seiner an seinen Sohn Marcus gerichteten Schrift eine stufenweise Bewertung der Handwerke und Erwerbsarten vor. Besonders schmutzig erscheinen ihm das Zolleintreiben, das Zinsnehmen und das Spielbankhalten, aber auch mechanisch-körperliche Handwerksarbeiten, die Luxusindustrie und der Kleinhandel. Einzig der Ackerbau sei eines freien Mannes würdig (De officiis, I, 42).

Schon die Bibel hatte im Buch Jesus Sirach einerseits eine zwiespältige Wertschätzung des Handwerks vorgenommen. Wer den Pflug hält, wer die Rinder treibt, richte sich ganz auf seine Tätigkeit. Ebenso, wer als Handwerker und Baumeister, Schmied und Töpfer tätig ist. „Alle diese haben auf ihre Hände vertraut und jeder erweist sich als weise in seinem Tun. Ohne sie wird keine Stadt gegründet, sie sind nicht Zugewanderte und ziehen nicht umher.“ (Sir 38, 25–31). Dies ist der positive Teil, der allerdings zur Folge hat, dass beim handwerklichen Tun keine Zeit bleibt für weiterführende Erkenntnisse, was den Handwerkern dann zum Nachteil gereicht: „Doch für den Rat des Volkes werden sie nicht gesucht und in der Versammlung ragen sie nicht hervor, auf einen Richterstuhl setzen sie sich nicht und über die Entscheidung eines Urteils denken sie nicht nach.“ (Sir 38, 32–33).

Die Patristik übernimmt diese zwiespältige Beurteilung. Augustinus bewertet das Handwerk positiv, wenn er betont, dass Jesus einen Handwerker als Pflegevater hatte, dass Paulus Zelltuchweber war, der seinen Unterhalt mit seiner Hände Arbeit verdiente (Aug. c. acad. 18, 3; 20, 34; 1 Kor 6, 12; 1 Tess 2, 9; 2 Thess 3,

8) und zudem stehe der Arbeitende als Vorbild zur Nachahmung bereit (2 Thess 3, 9, 10). Als in den Klöstern eine die Handarbeit ablehnende Haltung im sich griff, schrieb er sein Buch „Über die Handarbeit der Mönche“, in dem er die Pflicht, sich mit Handarbeit zu ernähren als ein apostolisches Gebot darstellt. Denn die Handarbeit fände einen großen geistigen Lohn. Wie die Ruderer sich durch Lieder gegenseitig aufmuntern, fördere diese Arbeit auch das Gebet (Weinand 1911, 34–35). In der Landwirtschaft sieht Augustinus eine optimale Vereinigung von körperlicher und geistiger Arbeit, wenn der Geist des Menschen mit der Natur spricht (Weinand 1911, 55).

Geprägt vom Neuplatonismus, der die Abkehr vom Sinnlichen, von den äußeren weltlichen Erscheinungen fordert, erstrebt Augustinus andererseits die Konzentration auf das Geistige und das Innenleben. Da das Böse mit Notwendigkeit in dieser Welt herrscht, die Seele aber dem Bösen entfliehen wolle, müsse sie fliehen aus dieser Welt. Daher will sich der Neuplatoniker von weltlichen Geschäften zurückziehen, den eigenen Körper durch Askese überwinden und sich der Kontemplation widmen. Angesichts des nahen Weltuntergangs sind die Welt und ihre Geschöpfe nur eine Leiter zu Gott. Aufgabe der Kirche sei es vor diesem Hintergrund nicht, sie frei, sondern sie gut zu machen. So werden Erden- dinge zu Stufen, auf denen man zur himmlischen Gerechtigkeit aufsteigt (Weinand 1911, 19). In dieser Perspektive sind auch Arbeit und mechanische Künste Hilfsmittel, um zu Gott zu gelangen. Wenn die Weltmenschen aus irdischen Motiven arbeiten, soll man nicht aus irdischer Liebe, sondern der ewigen Ruhe wegen, die Gott verspricht, arbeiten. Wenn der Mensch arbeitet, ahmt er nach Augustinus schließlich auch Gott nach, der seinerseits das Weltall lenkt und erhält (Aug. Conf. 1, 4; 13, 37). Hier greifen Platons Vorstellungen von *Parousie* und *Metexis*, wobei die antike Betonung der Idee bzw. des Göttlichen bei Plotin umgekehrt und das Durchscheinen der Idee in den Gegenständen betont wird. Nach Augustinus besitzt der Mensch nur das sicher, was er nach mühsamer Arbeit errungen hat. In seinem Kommentar zur *Genesis* lässt er die Arbeit gleich im Paradies beginnen. Gott habe dem Menschen das Paradies übergeben, damit er es bewache und bebaue, so dass das von Gott Geschaffene durch menschliche Tätigkeit zur Entfaltung gelange. Diese Arbeit allerdings wurde als Lust empfunden, eine Last wurde sie erst durch den Sündenfall nach der Vertreibung aus dem Paradies. Aber auch dann soll körperliche Arbeit vergeistigt werden, indem in ihr die Seele auf Gott gerichtet ist. Die Juden verstünden das Sabbatgebot falsch, wenn sie sich körperlicher Arbeit enthielten. Das Gebot sei allegorisch zu verstehen, da es zur Erhebung des Geistes zu Gott, nicht aber zu leiblichem Müßiggang verpflichte (Weinand 1911, 22–25).

Derartige augustininistische Ansätze nimmt der Protestantismus auf. Durch Martin Luther wurde die alltägliche Handarbeit der Bauern und Handwerker durch die Kritik des geistlichen Standes und die Abschaffung des Mönchtums aufgewertet. Während Letzteren Faulheit vorgeworfen wurde, erscheint die Handarbeit des Bauern als die ideale Lebensform. Der Bauernkrieg 1525 richtete sich gleichermaßen gegen die Faulheit des Klerus und des Adels (Wiedemann 1979, 83–87, 99, 307). Eine katholische Aufwertung der praktischen Arbeit lässt sich

bei François de Sales 1609 in seiner *Anleitung zum frommen Leben* finden. Im italienischen Humanismus hatte bereits Pico della Mirandola in seinem Traktat *Von der Würde des Menschen* 1487 den Menschen als Abbild des Schöpfergottes zum Gestalter der Welt erklärt (Reinhard 2007, 21–22).

Schon das mittelalterliche Mönchtum hielt an der Arbeit fest, die nicht seinen Daseinszweck bestimmte, sondern eine asketische Übung war. Bernhard von Clairvaux, der den Zisterzienserorden in Europa verbreitete, tadelte seinen Neffen, der zu den Clunyazensern übergelaufen sei und das Zisterzienserideal verraten habe, das in Fasten, Wachen, Schweigen und der Arbeit der Hände bestünde. Und vom Eremiten und Mönchsvater Antonius wurde folgende Anekdote im 11. Jahrhundert überliefert: Als er sich in der ägyptischen Wüste um die asketische Nachfolge Christi bemühte, hatte er die Vision eines einfachen Gerbers in Alexandrien, der noch frommer sei als er in seiner Einsiedelei. Als er ihn aufsuchte, musste er feststellen, dass dieser mit seiner bescheidenen Hingabe an die Arbeit als einfacher Handwerker in aller Ruhe das Reich Gottes erlange (Seibt 1981, 166–167). Skotus Eriugena hatte um 859 in einem Kommentar von Martianus Capellas *De nuptiis philologiae et Mercurii* (um 400) den *artes liberales* bescheinigt, sie würden um ihrer selbst willen betrieben, während die *artes mechanicae* nur auf Nachahmung und Erfindung beruhen (Boehm 1993, 427–430). Hugo von St. Victor (1097–1141) hatte unter den mechanischen Künsten *lanificum, armatura, navigatio, agricultura, venatio, medicina et theatrica* unterschieden, also Wollarbeit mit Kleidungsherstellung, Militärkunst, Navigation, Landwirtschaft, Jagd, Medizin und Theater. Vinzenz von Beauvais sieht, dass die Medizin nicht nur einen manuellen, sondern auch einen theoretischen Teil hat und ersetzt sie daher in seinem *Speculum doctinale* im 13. Jahrhundert bei der Aufzählung der mechanischen Künste durch die Alchemie (Lusignan 1982, 36). Für Thomas von Aquin spricht das biblische Gleichnis von den Lilien auf dem Feld und den Vögeln des Himmels, für die der Herr Sorge, nicht gegen die allgemeine Daseinsvorsorge, sondern nur gegen ein übertriebenes, maßloses Erwerbsstreben. Maßvolle Arbeit hingegen schütze vor den Gefahren eines ziellosen Lebens, fordere Selbstüberwindung, garantiere den Lebensunterhalt und ermögliche Almosen. Und dort, wo Thomas in seiner *Summa contra gentiles* (1259–1267) besonders im Kapitel 77 dem Menschen eine sekundäre Schöpfungswirksamkeit zuschreibt, indem er selbst wie der Schöpfer zur Wirkursache für andere Geschöpfe wird, wobei Gott bei jedem Schöpfungsakt durch Zweitursachen mittelbar mitwirkt, sind Hervorbringungen der mechanischen Künste mitgemeint. Allerdings steht das Universum und nicht die Arbeitswelt im Zentrum der Argumentation (Seibt 1981, 170–171). Dennoch lässt sich festhalten, dass es in der Antike und im Mittelalter Stimmen gab, die Handarbeit positiv würdigten.

Kapitel 2

Alternativen zur Arbeit



Kopfarbeit steht wie Handarbeit im Gegensatz zur Abwesenheit von Arbeit in der Muße, im Müßiggang oder im Spiel. Da diese ein Gegenstück zum Thema der Arbeit und ihren Wissensdisziplinen bilden, seien sie mit ihren Implikationen und Bewertungen kurz vorgestellt. In Luque Faxardos *Fiel desengaño contra la ociosidad y los juegos* (1603) wird in Dialogform die Welt des Spielers mit der des Weisen konfrontiert. Bei den Spielen seien die gewerbsmäßigen, bei denen es auf Geschicklichkeit ankommt, von denen zu unterscheiden, bei denen der Ausgang vom Zufall abhängt. Da Erstere durch Habgier und Gewinnsucht motiviert den Zweck des Geldgewinns auf Kosten anderer verfolgen, seien sie nicht nur Ausdruck von Müßiggang, sondern als Krankheit und Sünde zu betrachten. Zum Verlust des Geldes gesellt sich der der Freundschaft und des Respekts. Gelten lassen will der Autor die Olympischen Spiele, bei denen Jugendliche ihre Kräfte stärken können, und das Schachspiel, bei dem Kriegstaktiken eingeübt werden (Luque Faxardo 1955, 746). Besonders unpassend dagegen findet er es, wenn Frauen Karten spielen (Albert 2009, 142).

In seinem *Tratado contra los juegos públicos* (1609) stellt Juan de Mariana die unterschiedlichen Arten von Unterhaltung und Zeitvertreib auf eine Ebene, so dass Stierkampf, Theaterspiel und Prostitution als Schaden für das Land und die Religion gesehen, als „oficina de deshonestidad“ (Mariana 1950, 413), und Gegenstück zur lobenswerten Arbeit betrachtet werden. Arbeit ist es auch, die bei Francisco Cervantes de Salazar als Teil der Menschenwürde gesehen wird. Er hatte den *Diálogo de la dignidad del hombre* (1546) des Pérez de Oliva herausgegeben und durch einen eigenen Text ergänzt. Hier repräsentiert die Figur des Labricio, dessen Vorfahre Herkules war, die Arbeit und Ocía mit ihrem Gefolge Fraude und Hipocresía den Müßiggang. Die Handlung endet mit einem Festmahl, bei dem Merkur alle Gäste zur ehrenhaften Arbeit auffordert und vom Müßiggang

und seinen schädlichen Begleiterscheinungen abrät (Cervantes de Salazar 1772; Briesemeister 2009, 254–257).

Juan de Pineda verschärft in seinen *Diálogos familiares de la agricultura cristiana* (1589) die Argumentation, indem er das Nichtstun nicht als etwas Neutrales, sondern als etwas Schlechtes betrachtet (Juan de Pineda 1963, 239–241). So sei es falsch zu meinen, dass der Müßiggänger, der nichts tut, weder Gutes noch Schlechtes tut. Er tut Schlechtes und kann keinen Lohn erwarten. Auch Gutierrez de los Ríos lobt im letzten Kapitel seiner *Noticia general para la estimación de las artes y la manera en que se conocen los liberales de las que son mecánicas y serviles* (1600) die Arbeit, indem er einerseits die beklagenswerte Situation des Spaniens seiner Zeit auf den verbreiteten Müßiggang zurückführt und andererseits zur Überwindung dieses Zustandes durch eine Rückkehr zu den Werten der Arbeit auffordert. Bedingt sei dieser gegenwärtige Zustand durch Glanz und Ruhm der Müßiggänger sowie durch Armut und Elend der ehrlich Arbeitenden, was das Leben im Müßiggang nachahmenswert mache. Adlige, Ausländer und andere Müßiggänger seien „ladrones legítimos y legales“ (Gutierrez de los Ríos 1600, 227) und bemächtigten sich der kirchlichen und staatlichen Renteneinkünfte und damit der Arbeitserträge jedes einzelnen im Staat. Gegen den Müßiggang des Adels richtet sich Hernando de Talavera in seiner Schrift *De cómo se ha de ordenar el tiempo para que sea bien expendido* (ca. 1500), in der er die Bedeutung der Zeit hervorhebt. Wer sie recht gebrauchte, könne es zu Wohlstand und Besitz bringen. Unter Berufung auf Seneca stellt er fest, dass es keinen größeren und schlimmeren Verlust als den der Zeit gebe (Hernando de Talavera 1911, 95). Schließlich seien die Sterne vom Schöpfer in der Weise angeordnet worden, dass wir an ihnen das Vergehen der Zeit ablesen können. Derartige Vorzüge der Sterne allerdings schätzen diejenigen Adligen gering, die den Tag zur Nacht und die Nacht zum Tag machen, nachts feiern, sich auf die Nerven gehen und tagsüber ausschlafen. Wohlhabende Adlige werden durch ihren unregelmäßigen Lebenswandel nicht gleich arm werden. Diejenigen aber, die schon arm sind, müssen sich den Vorwurf gefallen lassen, durch Müßiggang arm geworden zu sein. Schon in der Bibel findet man folgendes Gleichnis: „Geh zur Ameise, du Fauler, betrachte ihr Verhalten, und werde weise! Sie hat keinen Anführer, keinen Aufseher und Herrscher, und doch sorgt sie im Sommer für Futter, sammelt sich zur Erntezeit Vorrat. Wie lang, du Fauler, willst Du noch daliegen, wann willst du aufstehen von deinem Schlaf? Noch ein wenig schlafen, noch ein wenig schlummern, noch ein wenig die Arme verschränken, um auszuruhen. Da kommt schnell die Armut wie ein Strolch über dich, die Not wie ein bewaffneter Mann.“ (Spr 6, 6–11; Bibel 2017, 723).

Im Vorwort zu seinen *Discursos del amparo de los legítimos pobres y reduccion de los fingidos: y de la fundacion y principio de los albergues destos Reynos y amparo de la milicia dellos* (1598) unterstreicht Perez de Herrera, dass die Unterstützung der wirklich Armen mit der Verminderung der Zahl der Simulanten einhergehen soll. Unter letztere Kategorie fallen, „los fingidos, falsos, engañosos, y vagabundos“ (Perez de Herrera 1598, al lector), die sich der Almonsen der anderen bemächtigen und alle guten Sitten und Gesetze des Staates verletzen. Die Armen

verbreiten ansteckende Krankheiten und verhalten sich als Diebe der Wohltätigkeit. Vagabunden, die sich als Arme ausgeben, treten in die Häuser ein, um ein Almosen zu erbitten, wobei sie erspähen, wo es sich lohnt, nachts einzubrechen. So sind sie sehr erfinderisch, um sich in ihrem schlechten Leben voller Müßiggang und Völlerei einzurichten (5r) und ohne religiöse Unterstützung zu leben. So arm sie sich geben, so habgierig sind sie. Da sie nichts ausgeben, häufen sie Geld an. Obwohl sie arbeiten könnten, fügen sie sich Wunden zu oder essen Schädliches, um möglichst blass auszusehen und Mitleid zu erwecken. Sie stellen sich stumm und blind, ohne es zu sein. Ihren gerade geborenen Kindern verdrehen sie die Füße und Hände oder sie sorgen mit Gewalt dafür, dass sie das Augenlicht verlieren, nur damit sie ihnen helfen, Geld anzuhäufen. Da sie immer in Kälte und Wärme dieselbe schmutzige Kleidung tragen, verdorbenes Fleisch oder anderes, was weggeworfen wurde, essen, ungenießbares Wasser und schlechten Wein in großer Menge trinken, strömen sie insbesondere im Sommer, wo es wie in Sevilla heiß und feucht ist, einen schimmeligen Geruch aus, verderben die Luft und bringen Fleckfieber und Pest.

Spielsucht kann zur Ursache von Armut werden. Nach Adrian de Castro steht sie dem Müßiggang näher als der Muße. Wie in anderen Bereichen üblich werden in seinem *Libro de los daños que resultan del juego* zunächst Ursprung und Erfinder angegeben. Es sind Habsucht, Götzendienst und der Gott der Händler und Diebe: „La madre deste vicio es la Avaricia, su ama de leche la Idolatria, su ayo y maestro el Dios Mercurio, qual la madre tal el hijo.“ (de Castro 1599, 6v). Mit Aristoteles wird die Habsucht erklärt als unendliches und grenzenloses Habenwollen, womit sie zur Wurzel aller Übel, von Verrat, Meineid und Gewalt wird. Dass auch Anselm von Canterbury angeführt wird, nach dem Geld und Reichtümer der Gott des Habsüchtigen sind, lässt darauf schließen, dass es in erster Linie um das Glücksspiel um Geld geht. Der Glücksspieler wird mit Tantalus verglichen, der seine Untaten in der Unterwelt büßend bis zum Kinn im Wasser stand, allerdings nicht davon trinken konnte, da es immer wieder zurückwich, und auch die Früchte über ihm nicht ergreifen konnte, da der Wind sie bei jedem Versuch wegblies. Tantalusqualen erleiden auch die Glücksspieler, wenn sie nach Geld dürsten. Dass Merkur als Erzieher genannt wird, verwundert nicht. Ist er doch der größte Betrüger und heimtückischste Zigeuner unter den Göttern. Antike Belege dominieren häufig, wenngleich End- und Höhepunkt der Argumentation gegen das Glücksspiel die Verlosung der Kleider des gekreuzigten Jesus ist.

Wenn Ärzte geringfügige Krankheiten mit leichten Medikamenten kurieren, ist nach de Castro die Habsucht eine schwer zu heilende Krankheit, die Geld und Gold vergöttert. Beispiele dafür sind Caesar, der sich dadurch verewigen wollte, dass er sein Bild in die Münzen eingravieren ließ, und das Goldene Kalb, das die Israeliten als neuen Gott schufen und verehrten, als sie des Wartens auf Moses überdrüssig wurden. Vergleicht man Besitz mit Freiheit, Seelenruhe oder gutem Ruf, erscheint er ohnehin von geringerem Wert. Besitz hat aber auch etwas von einem Chamäleon, das sich der Umgebung anpasst. Befindet er sich bei einem guten Menschen, erscheint er gut und führt zur Mildtätigkeit, während er bei

einem schlechten zu Lüsternheit und Völlerei führt. Dafür ist der Spieler ein Beispiel, für den es ein Frevel ist, sein Geld dem Spiel zu entziehen, um es Armen zu geben.

Betrachtet man den Spieler beim Spiel, fallen seine Schwüre, seine Blasphemien, sein Hass, sein Neid, sein Trotz, seine Lügen und falschen Schmeicheleien auf. Besser sei es jedenfalls, wenig sicher zu besitzen, als viel einem zweifelhaften Schicksal zu überlassen. Natürlich ist es nach de Castro reizvoll, mit geringem Einsatz großen Gewinn zu erzielen. Man solle aber das Verhalten des Hundes in der Fabel des Äsop vermeiden, der sich mit einem Stück Fleisch zwischen den Zähnen über einen Fluss bückt, in dessen Wasser er das Fleisch vergrößert sieht. Daher schnappt er nach dem Spiegelbild im Wasser und verliert das Fleisch aus seiner Schnauze. Hier passt das Sprichwort: „Mas vale pajaro en mano, que buitre volando.“ (34r) (Besser ein Spatz in der Hand als eine Taube auf dem Dach.). Und mit Seneca wird konstatiert, das ein widriges Schicksal wahrscheinlicher ist als ein günstiges. Durch das Spiel seien mehr Reiche arm geworden als Arme reich. Wer seinen eigenen Besitz verloren hat, verliert auch seine Würde, wenn er andere um Geld und Kredit bitten muss. Derartige Notlagen sind dann für Wucherzinsen und für Schmeicheleien verantwortlich. Da Schmeichelei, List und Täuschung die Welt der Spieler beherrschen, veranschaulicht die Fabel Äsops, in der eine hungrige Füchsin eine Dohle sah, die ein Stück Brot im Schnabel hatte. Die Füchsin lobt die Schönheit, Schnelligkeit und Leichtigkeit der Dohle und fragt sie, ob sie auch so schön singen könne. Die Dohle fühlt sich geschmeichelt und als sie zu singen beginnt, fällt ihr das Brot aus dem Schnabel, das die Füchsin ihr sogleich entwendet.

Notlagen werden nach de Castro gern für Wucher ausgenutzt. Weiß der Kaufmann, dass der Kreditnehmer in Not ist, lässt er den Preis in ungeahnte Höhen steigen. „No pide lo que ella vale, sino lo que el quiere.“ (60v). So gibt es Leute, die nur darauf warten, bedrängten Spielern etwas leihen zu können. Das Spiel stiftet also Unordnung und verloren geht das hohe Gut des Friedens, der Bedingung ist für Wohlstand, Ruhe und Beständigkeit. Ohne Frieden sind die Städte ungeschützt und die Einkünfte unsicher. Es ist wie bei den Saiten eines Musikinstruments. Wenn eine verstimmt ist, ist die richtige Stimmung der anderen nutzlos (64v). Der Habsucht, die verantwortlich dafür ist, dass durch Kriege versucht wird, Besitztümer zu erlangen und Länder zu gewinnen, stellt der Autor die Sanftmut gegenüber, deren Verwandtschaft mit dem Frieden in den Psalmen der Bibel hervorgehoben werde. Es sei nämlich das Spiel nichts anderes als ein lebendiges Abbild von Krieg und Zwietracht (82v). Seneca wird die Behauptung zugeschrieben, die Wurzel der Kriege sei, dass einige das für sich selbst beanspruchen, was allen oder einem anderen gehöre. Und das Spiel ist nichts anderes als ein Krieg, in dem der eine gewinnt und der andere verliert und wer heute gewinnt, morgen besiegt wird.

Ein weiteres hohes Gut geht durch das Spiel verloren: die Zeit. Hier zitiert de Castro Aristoteles, der sie als Anfang der Zukunft und Ende der Vergangenheit charakterisiert. Nach Augustinus ist die Zeit etwas Ungreifbares, da die Vergangenheit nicht mehr, die Zukunft noch nicht und die Gegenwart ein

unteilbarer und unerkennbarer Augenblick sei. Für Thales ist die Zeit das weiseste aller Dinge, da sie alles finde, bekunde und entdecke. Und nach Seneca sind alle Dinge dem Menschen fremd, nur die Zeit ist ihm eigen. Daher rät Theophilus dazu, dieses Gut sinnvoll zu gebrauchen. Da der Mensch anders als die Tiere einen Verstand hat, möge er seine Zeit der Kontemplation und den Wissenschaften widmen (123v–124v) oder für sein Seelenheil sorgen. Wer aber spielt, hat für nichts anderes Zeit. So fehlt dem Kaufmann, wenn er spielt, die Zeit für seinen Laden, dem Schreiber die für sein Büro, dem Gelehrten die zum Studieren, dem Arzt die für den Krankenbesuch und dem Kleriker die zum Beten. Wer hingegen nicht spielt, hat Zeit im Übermaß zum Nachdenken, für gute Taten oder zum Treffen mit Freunden. Freundschaften pflegen stabilisiere die Gesellschaft und stütze den einzelnen. Zeit bleibt auch zur Ausübung von Musik, der Aristoteles nachgesagt habe, sie wandle negative Gefühle in positive um.

Kann man auch spielerisch lernen? Erfordert ein Quiz nur Geistesgegenwart oder ist es auch geeignet, Wissen zu vermitteln? Wie Frage- und Antwortspiele im *Siglo de Oro* im Einzelnen gestaltet wurden, lässt sich nicht genau nachkonstruieren. Anleitungen für Fragen und Antworten liegen jedenfalls in Buchform vor. Im Widmungsschreiben seiner *Sylva de varias questiones naturales y morales con sus respuestas y soluciones, facadas de muchos autores griegos y latinos* (1575) macht Hieronymo Campos zunächst den Müßiggang für zahlreiche Übel und Missetaten verantwortlich, weshalb es wichtig sei, die Zeit mit vernünftigen Tätigkeiten auszufüllen. Als Beispiel dafür wird der lange blühende und die Welt beherrschende römische Staat angeführt, bis sich dort das süße Nichtstun verbreitete und er schließlich den Angriffen der Barbaren unterlag. Der Autor Campos selbst will seine nach Teilnahme an kriegesischen Unternehmungen frei gewordene Zeit nutzen, um seine Materialien, die er von antiken griechischen und römischen Autoren gesammelt hat, in Form von Fragen und Antworten in einer „silva“ zu versammeln, damit diejenigen, die in den Wissenschaften ungeübt sind, Antworten finden und Zweifel beseitigen können, „con que pueda Vuestra Excelencia algunos ratos (desocupado de los negocios publicos) recrear el alma.“ (Campos 1575, Widmung).

Die Fragen und Antworten sind in Gruppen von Hundert angeordnet und betreffen zunächst physische Gegenstände und dann menschliche Belange. Die vierte Frage, woraus der menschliche Körper besteht, wird mit dem Hinweis auf die vier Elemente beantwortet: „El cuerpo del hombre, de que esta hecho y compuesto? *Solucion*. De quatro elementos: Tierra, Agua, Aire, y Fuego.“ (1v). Warum das Blut rot ist, wird mit dem Hinweis auf seinen Entstehungsort, der Leber, beantwortet. Als Ursache für den Schatten werden ein undurchsichtiger Gegenstand und Licht angegeben. Warum ist der Wind aus den östlich gelegenen Mittelmeerländern so angenehm? – Weil er gemäßigt und weder heiß noch kalt ist. Warum sind die einen Rechtshänder, die anderen Linkshänder? – Ursache ist die vom Herzen ausgehende Wärme, die stärker nach rechts oder links ausstrahlt und so die eine oder andere Hand aktiver werden lässt, was auch erbliche Veranlagung sein kann. Wie kommt es, dass nach einem klaren und heiteren Tag es sich mit

Beginn der Nacht bald eintrübt? – Das ist auf die Unbeständigkeit des Mondes zurückzuführen, der über die Nacht gebietet.

Es folgen noch einige Beispiele aus dem Bereich menschlicher Sitten: Warum ist der Verlust des eigenen Vermögens dem ungerechten Gewinn vorzuziehen? – Weil dieser Verlust nur kurz bedrückt und nicht so viele Jahre, wie die Gewissensbisse bei begangenem Unrecht. Womit verewigt sich ein König zeitlebens und nach seinem Tod? – Indem er seine Untertanen mag und keine Ungerechtigkeit begeht. Wann gehen Städte und Staaten zugrunde? – Wenn die Herrschenden nicht mehr zwischen Gutem und Schlechtem zu unterscheiden wissen. Die Frage, welchen Nutzen die Musik denen bringt, die sie aktiv betreiben, wird mit Hinweis auf die positiven psychischen und physischen Wirkungen beantwortet: – „Levanta el entendimiento y el alma, a contemplar cosas grandes, y despierta el cuerpo, para que pueda dezir lo que quiere, con mucha gravedad y eloquentia, assi en verso como en prosa.“ (132v). Warum bezeichnet Homer Salz als göttliches Ding? – Weil es allen Speisen Geschmack verleiht und konservierende Wirkung hat.

Akademischer erscheint die Vorgehensweise des Alonso López de Corela in seinen *Treientas preguntas de cosas naturales* (1546). Der Autor, der sich im Titelblatt als Arzt bezeichnet, schickt seine dreihundert Fragen voraus, lässt dann ein Vorwort folgen und wiederholt im Hauptteil die Fragen mit Lösungen in der rechten Spalte einer jeden Seite, während er in der linken Spalte die jeweiligen Quellen angibt und erörtert. Im Vorwort richtet er sich an alle, die von Philosophie und anderen Wissenschaften nichts verstehen. Ihnen will er Gelegenheit geben, schwierige und wichtige Dingen im Gedächtnis zu behalten, da es ebenso schwer sei, Fragen zu stellen, wie Antworten zu geben. Dabei bedient er sich eines einfachen und niedrigen Stils, denn „el bien tanto es mayor quanto a mas se comunica“ (Al prudente lector), wodurch es möglich sein, einer großen Zahl von Lesern zu nutzen. Auf die erste Frage, warum der Mensch von großer Gestalt ist, wird als Zweck angegeben, dass er so besser den Himmel sehen kann. Als Grund wird weiter angegeben, dass er mehr Wärme als andere Lebewesen hat.

Die Antworten werden in der linken Spalte unter Angabe von Stellen bei Aristoteles, Galen und Boethius erörtert. So wird als Gegenargument angegeben, dass es Tiere gibt, die nicht gerade gehen, aber doch, wie z. B. der Hahn, den Himmel sehen können. Warum ist es lobenswert, in Zeiten der Pest große Feuer zu entfachen? – Das Feuer trägt die giftige pesthaltige Luft ab, was in der linken Spalte mit Plinius belegt wird. Warum wird der Mensch von Traurigkeit befallen, wenn er allein zu Haus ist? – Weil er nachdenklich und melancholisch wird, überfällt ihn die Traurigkeit, wie *ex contrario* mit Avicenna bestätigt wird, der darauf hinweist, dass es eine Freude ist, Umgang mit anderen zu haben. Warum wird der Mensch ohne Zähne geboren? – Weil er anders als manche Tiere sie zunächst nicht benötigt, können sich die Knochen vorher ausbilden. Warum hält die einen das abendliche Lesen wach, während die anderen dabei einschlafen? – Das liegt daran, dass der feuchtkalte Leibessaft den Phlegmatiker ruhigstellt und bei den Cholerikern sich das Gehirn erwärmt, wobei hier in der linken Spalte Aristoteles angeführt wird. Diese Beispiele aus den Fragen in dem Buch ohne Seitenangabe mögen einen Eindruck vermitteln. Trotz der scheinbar größeren Wissenschaftlichkeit

scheint auch hier die Originalität wichtiger zu sein als wissenschaftlich abgesichertes Wissen, womit sich die Frage stellt, ob wirklich in erster Linie auf unterhaltsame Weise Wissen vermittelt werden soll, oder ob nicht der unterhaltende Aspekt über den belehrenden dominiert. Vielleicht wurden die Texte bei Spielen in Gesellschaft zu Hilfe genommen, in denen es darum ging, durch glänzende Antworten zu brillieren, wie es im Frankreich des 17. Jahrhunderts bei La Rochefoucauld angenommen wird (Sorel 1977, Strosetzki 1990).

Wenn schon das Fragespiel unterhaltend belehren kann, dann gilt dies noch mehr für das Schachspiel. Für Ruylopez de Sigura ist es ohnehin kein Spiel, sondern eine Wissenschaft. In seinem *Libro de la invencion liberal y arte de juego del Axedrez* (1561) erklärt er, warum es die Beherrschung der liberalen Künste Geometrie und Arithmetik erfordere. Es sei nämlich quadratisch und habe auf jeder Seite acht Kästen, die insgesamt wie 64 Häuser nebeneinanderstehen. Eine mathematische Wissenschaft ist es, da sie es nicht mit dem Zufall, sondern mit Beweisen zu tun hat. Zudem benötige man hier wie in anderen Wissenschaften „ingenio, memoria, fuerza de imaginacion, exercicio, y afficion.“ (Ruylopez de Sigura 1561, 1v). Was die Vorstellungskraft entwirft, das soll vom Gedächtnis aufbewahrt und vom Erfindungsgeist bei Gelegenheit vergegenwärtigt werden. Übung ist in der Kunst des Schachspiels ebenso wichtig wie die Beherrschung des Wissens.

Nicht zu unterschätzen ist die Bedeutung von Neigung und Begeisterung, die die Sorgfalt steigern und Schwierigkeiten erleichtern. Da dies alles auch für andere Wissenschaften gilt, ist bewiesen, dass Schach eine Wissenschaft ist. Dabei handelt es sich nicht nur um ein lobenswertes Freizeitvergnügen, sondern um etwas Notwendiges für den Erhalt des Menschen, der wie alle Wesen, die einen Körper haben, nicht ununterbrochen arbeiten kann, sondern Ruhepausen benötigt. Auch der Geist benötigt Pausen, um nicht krank zu werden und abzustumpfen. Erholt ist er besser, stärker und scharfsinniger. Gerade das Schachspiel ist in diesem Zusammenhang besonders geeignet, „por ser juego de ciencia, y parecer que con el se huye el ocio inhonesto.“ (4v). Schließlich ist belegt, dass Gelehrte und große Philosophen, wie z. B. Seneca, Schach gespielt haben. Auch soll man sich nicht durch die Bezeichnung „Spiel“ verwirren lassen, da auch andere Künste der *artes liberales* so genannt wurden, wie z. B. *ludus litterarum* die Beschäftigung mit Literatur oder *ludus grammaticus* die Grammatik.

Auf die Frage, wer das Schachspiel erfunden hat, gibt Ruylopez de Sigura verschiedene Antworten. Für die einen sind es die Mauren, für die anderen die Griechen. Auf der einen Seite kommt Xerxes aus Babylon in Frage. Dann ist das Spiel ein Abbild der Stadt mit dem König, seinen Adligen und den Rändern als Stadtmauern. Auf der anderen soll der umsichtige Heerführer Palamedes neben vielen anderen Dingen im Trojanischen Krieg als sinnvolle Beschäftigung zwischen kriegesischen Handlungen für seine Soldaten auch das Brettspiel erfunden haben, auf dem sich Schach spielen lässt, weil sie damit nämlich involviert seien „en las cosas de la milicia: y traxessen los ingenios vivos, y exercitados en las subtilezas de poder vencer sus enemigos.“ (7v). Schach ist also eine kriegerische Betätigung. Als ein Grund für die Erfindung des Spiels wird

angegeben, dass es beispielhaft lehrt, dass ein guter König nicht grausam und unbeherrscht sein, sondern vielmehr wie im Krieg seine Untertanen schonen soll „mas con amor y aequidad, que no con crueldad: para que los hallasse promptos, y obedientes al tiempo de menester: y no enemigos y rebeldes.“ (3r). Die Kriegskunst sei die beste von allen, da sie die Freiheit erhalte, die Würde eines Landes stärke und die Herrschaft bewahre.

Da es vom Schicksal des Königs abhängt, ob das Spiel gewonnen wird, gebührt ihm besondere Aufmerksamkeit. Er steht bei seinen Untertanen in der Mitte, um von dort aus Recht, Gerechtigkeit und Milde walten zu lassen. Je nach ihrer Nähe zum König kommt den Figuren der Bauern mehr oder weniger Bedeutung zu. Schließlich handle es sich weniger um eine Stadt als um ein Schlachtfeld mit zwei Königen und ihren kampfbereiten Soldaten (37v). Mit Vegetius wird die Bedeutung der Infanterie hervorgehoben, seien doch die *arfiles tribunos militum*, also *capitanes de infanteria* oder *alferez de infanteria*. Die Figuren der Springer stehen für berittene Krieger. Diese Kriegerschaft gilt es zusammenzuhalten. Denn ein auseinander getriebenes und ungeordnetes Heer ist gefährdet und „recibe grauissimo peligro y daño de los enemigos.“ (48v). Dabei komme es weniger auf die Zahl der Figuren bzw. Soldaten an. Wichtiger sei die Qualität der Anführer. Um zu siegen, soll man den Gegner vor der Schlacht verwirren und ihn während des Kampfes nach Möglichkeit so ermüden, dass er Fehler macht. Auf Vegetius gehen Ratschläge zurück, im Mittelfeld ausgewählte und gut bewaffnete Bauern einzusetzen, um die Reihen des Gegners zu sprengen, und die Bauern nicht zu isolieren, sondern in Gruppen auftreten zu lassen. Die Anführer sollen immer bereit sein, allen anderen zu Hilfe zu eilen. Auf Cassiodor geht der Rat zurück: „aprenda el soldado en tiempo que es de ocio, lo que pueda perfectamente hazer en la escaramuza, o pelea.“ (68r). Und aus Vegetius wird abgeleitet, dass keiner als guter Spieler geboren wird, sondern dass es Ausdauer, Übung und Erfahrung seien, die auf lange Sicht gewinnen lassen.

Zusammenfassend lässt sich hervorheben, dass viele der genannten Meinungen und Modelle zur Arbeitstätigkeit im spanischen *Siglo de Oro* verbreitet waren und dadurch Einfluss ausübten. Selbst wenn in der Antike die Arbeiter und Bauern den niedrigsten Stand bildeten und Philosophen wie Aristoteles es für unmöglich hielten, dass Tugend, die für politische Betätigung Voraussetzung ist, beim Handwerk erlernt wird, gibt es in der antiken Mythologie gegenläufige Tendenzen. Beispiele dafür sind Odysseus, der sei Bett selbst zimmert, oder die Kornmutter Demeter als Göttin der Fruchtbarkeit. Und wenn im frühen Mittelalter die Erdendinge allgemein gegenüber der himmlischen Gerechtigkeit wenig wert sind, hebt Augustinus hervor, dass Jesus einen Handwerker als Pflegevater hatte, und rät den Mönchen zur Handarbeit.

Gegenstück zur Arbeit ist die Muße. Arbeitspausen werden als notwendig hingestellt, um nicht abzustumpfen. Allerdings ist hier zwischen Muße und Müßiggang zu unterscheiden. Während Muße der Erholung dient, um nachher wieder besser arbeiten zu können, und immer z. B. als *otium cum litteris* mit einer Tätigkeit verbunden ist, steht Müßiggang für Nichtstun und ist nicht moralisch neutral, sondern schlecht. Er führt nämlich zur Armut, bei der die wirklich